

# Aus:

UWE SCHIMANK  
**Gesellschaft**

August 2013, 200 Seiten, kart., 13,50 €, ISBN 978-3-8376-1629-3

Die Vielfalt soziologischer Zugriffe auf die moderne Gesellschaft lässt sich in die drei Stränge der ungleichheits-, der differenzierungs- und der kulturtheoretischen Denktradition bündeln. Alle drei Stränge setzen sich aus einer Pluralität von Perspektiven zusammen, und es gibt vielfältige Verbindungen zwischen ihnen – bis hin zu Versuchen, zwei oder sogar drei Stränge in theoretischen Synthesen zusammenzuführen.

Dieses Bild, das die soziologische Gesellschaftstheorie seit den Klassikern bis heute bietet, wird in der Einführung systematisch dargestellt und kommentiert. Ein besonderer Akzent wird dabei darauf gelegt, wie die verschiedenen Perspektiven zum Verständnis heutiger gesellschaftlicher Problemlagen beitragen und welche zeitdiagnostischen Horizonte sie eröffnen.

**Uwe Schimank** (Prof. Dr.) lehrt Soziologische Theorie an der Universität Bremen. Bei transcript ist von ihm erschienen: »Gesellschaftliche Differenzierung« (1999, zus. m. Ute Volkmann) und »Die Dopingfalle« (2006, zus. m. Karl-Heinrich Bette).

Weitere Informationen und Bestellung unter:  
[www.transcript-verlag.de/ts1629/ts1629.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1629/ts1629.php)

# Inhalt

## Einleitung 5

### I. Ausgangspunkte 9

1. Gesellschaftsbegriff 9
2. Gesellschaftstheoretische Aufgaben und Theorieperspektiven 17
3. Gesellschaftsmodelle 20
4. Handlungstheoretischer Bezugsrahmen 29
5. Theorie-Familien 33

### II. Differenzierungstheoretische Perspektive: Funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft 37

1. Funktionale Differenzierung 37
2. Gesellschaftlicher Primat der kapitalistischen Wirtschaft 50
3. Effekte auf Lebenschancen und gesellschaftliche Integration 58
4. Differenzierungsdynamiken 62
5. Fazit 74

### III. Ungleichheitstheoretische Perspektive: Gleichheitspostulat und marktvermittelte Ungleichheiten 76

1. Ungleichheitsstrukturen 77
2. Erwerbseinkommen als dominante Ungleichheit 84
3. Effekte auf Lebenschancen und gesellschaftliche Sozialintegration 89
4. Ungleichheitsdynamiken 94
5. Fazit 113

### IV. Kulturtheoretische Perspektive: Gestalteter Fortschritt und Wirtschaftswachstum 114

1. Kulturelle Orientierungen 115
2. Fortschrittsidee und Wirtschaftswachstum 119
3. Effekte auf Lebenschancen und gesellschaftliche Integration 131

4. Kulturdynamiken 136
5. Fazit 149

## **V. Perspektivenintegration 151**

1. Keine und lose Kopplung 152
2. Enge Kopplung 157
3. Zum Schluss 165

## **Anmerkungen 167**

## **Literatur 177**

Als Auguste Comte 1838 den Begriff »Soziologie« prägte, meinte er damit ganz selbstverständlich die Wissenschaft von der Gesellschaft (Fuchs-Heinritz 1998). Diese Gleichsetzung ist bis heute durchaus verbreitet. Nicht nur Nicht-Soziologen, auch viele Soziologinnen<sup>1</sup> gehen weithin davon aus, dass sich die Soziologie mit der Gesellschaft beschäftigt – womit denn sonst?

Das ist keine rhetorische Frage. Man könnte ja meinen, dass sich die Soziologie als empirisch arbeitende Wirklichkeitswissenschaft längst mit begrenzteren sozialen Phänomenen wie Familie, Kriminalität, sozialen Bewegungen oder Wirtschaft beschäftigt, zu denen sie mittlerweile immer mehr fundiertes Wissen anbietet, und sich dadurch von metaphysischen Spekulationen über Gesellschaft im Allgemeinen – wie Comte sie noch angestellt hatte – verabschiedet hat. Auch die Naturwissenschaften sind ja einen solchen Weg weg von der allgemeinen Naturphilosophie und hin zu empirischen Spezialdisziplinen sehr erfolgreich gegangen. Schaut man sich allerdings das, was die verschiedenen speziellen Soziologien tun, etwas genauer an (Kerber/Schmieder 1994; Kneer/Schroer 2010), entdeckt man auf Schritt und Tritt mindestens implizite, oft aber auch ganz explizite Annahmen und Aussagen darüber, wie z.B. Familienstrukturen und ihre Veränderungen oder die Verbreitung bestimmter Arten von Kriminalität mit gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie etwa der Ungleichheitsstruktur oder übergreifenden kulturellen Werten zusammenhängen. Anders gesagt: Es ist zwar nicht so, dass sämtliche soziologischen Fragen zu ihrer Klärung einen Rekurs auf Gesellschaft benötigen; doch für viele Fragen gilt, dass gehaltvolles Wissen über die gesellschaftliche Ordnung, in die ein soziales Phänomen eingebettet ist, gebraucht wird. Deshalb benötigen so gut wie alle Soziologinnen gesellschaftstheoretisches Wissen, um ihre oft viel spezielleren Fragen gut bearbeiten zu können; und auch den anderen Sozialwissenschaften, die sich ja wie etwa die Politik-, die Erziehungs- oder die Wirtschaftswissenschaften mit gesellschaftlichen Teilbereichen befassen, können gesellschaftstheoretische Kenntnisse nicht schaden.

Soweit zur Gesellschaftstheorie als nötiger Rahmung spezieller sozialwissenschaftlicher Fragestellungen! Hinzu kommt, dass

Gesellschaft ein Thema eigenen Rechts ist. Vor einiger Zeit fanden beispielsweise zwei Bände bei einem größeren Publikum Beachtung, die betitelt waren: »In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« (Pongs 1999; 2000) Das wollen nicht nur Soziologen, sondern auch die vielbeschworenen »Menschen draußen im Lande« wissen. Es wäre freilich umso misslicher, wenn Gesellschaftstheorie somit zwar vielfältig gebraucht wird, aber über haltlose Behauptungen nicht hinausgekommen wäre. Dem ist allerdings nicht so, wie ich hoffe, zeigen zu können. Gesellschaftstheorie hatte unbestreitbar metaphysische Anfänge und muss sich bis heute davor hüten, wissenschaftlich unseriöse Erwartungen zu wecken und zu bedienen, insbesondere hinsichtlich Langzeitprognosen gesellschaftlicher Entwicklung. Doch auch wenn sie diesbezüglich tunlichst Abstinenz übt, hat sie genügend Substantielles anzubieten.

In diesem Sinne soll der vorliegende schmale Band nun einen knappen einführenden Überblick der soziologischen Gesellschaftstheorie geben. Eine naheliegende Zielgruppe – jenseits der Gesellschaftstheoretiker selbst – sind die gerade schon genannten gesellschaftstheoretischen Nicht-Experten: neben Studierenden auch Soziologinnen mit anderen fachlichen Spezialisierungen sowie andere Sozialwissenschaftler und interessierte Laien. Nicht genug damit, will ich aber auch noch den gesellschaftstheoretischen Experten Denkstoff bieten. Denn trotz vieler Einzeleinsichten sind die grundlegenden Fragen der soziologischen Gesellschaftstheorie nach wie vor so ungeklärt bzw. die Antwortvorschläge so umstritten, dass auch Experten Anregungen daraus erhalten können, wie einer von ihnen das Thema aufbereitet. Es sind also zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Nicht-Experten ein- und Experten weiterzuführen.

Weil die Gesellschaftstheorie zu jenen Teilbereichen der Soziologie gehört, in denen viele Sichtweisen teilweise völlig unverbunden nebeneinander stehen oder auch gegeneinander positioniert sind, stand ich vor der Entscheidung, entweder einen möglichst neutralen Überblick des gesellschaftstheoretischen Denkens seit den Klassikern des 19. Jahrhunderts zu versuchen oder meine eigene heutige Lesart soziologischer Gesellschaftstheorie zu präsentieren. Aus mehreren Gründen habe ich mich für Letzteres und gegen Ersteres entschieden:

- Es gibt bereits viel zu viele Darstellungen, die es bei einem additiven Nach- und Nebeneinander zahlreicher gesellschaftstheoretischer Positionen belassen. Solche ausufernden Darstellungen tragen eher zur Verwirrung der Nicht-Experten bei, und den Experten sagen sie nichts Neues.
- Selbst wenn ich zu einer Überblicksdarstellung geneigt hätte: Die Umfangsvorgabe der Buchreihe hätte mich spätestens eines Besseren belehrt. Aus Gerechtigkeitsgründen hätte man sich nicht nur auf eine willkürliche kleine Auswahl dargestellter Positionen beschränken dürfen; doch dann wäre für jede nur noch so wenig Platz geblieben, dass ich keiner von ihnen hätte gerecht werden können.
- Meine eigene Lesart soziologischer Gesellschaftstheorie ist entgegen anderslautender Meldungen nicht eng auf eine bestimmte Position – etwa: »akteurzentrierte Differenzierungstheorie« – fixiert, sondern von der Überzeugung getragen, dass nur eine Integration vieler Positionen das bestmögliche gesellschaftstheoretische Instrumentarium ergibt. Zwangsläufig werde ich also Vieles, wenn auch nicht Alles, zur Sprache bringen. Den gesellschaftstheoretischen Experten hoffe ich damit einen Vorschlag zu unterbreiten, der sowohl integrativ angelegt ist als auch ein klares Profil aufweist.
- Denjenigen, die sich als Nicht-Experten gesellschaftstheoretisch kundig machen wollen, ist mehr damit gedient, einen benutzbaren – und natürlich weiter zu bestückenden – Werkzeugkasten theoretischer Konzepte und Modelle geliefert zu bekommen, als in einem enzyklopädischen Kompendium der Geschichte gesellschaftstheoretischen Denkens zu versinken. Die Soziologie hat sich im Großen und Ganzen längst als Wirklichkeitswissenschaft etabliert – doch die soziologische Theorie im Allgemeinen und die Gesellschaftstheorie im Besonderen muss nach wie vor dagegen ankämpfen, sich in der literaturwissenschaftlichen Auslegung eines Korpus kanonisierter Schriften zu erschöpfen.

Diesen Anliegen entsprechend gliedert sich die weitere Darstellung in fünf Kapitel. Im ersten Kapitel werden die Ausgangspunkte des hier vertretenen gesellschaftstheoretischen Denkens dargelegt. Die folgenden drei Kapitel widmen sich jeweils einer der drei

vorfindlichen großen Theorie-Familien. Im zweiten Kapitel wird die differenzierungstheoretische, im dritten Kapitel die ungleichheitstheoretische und im vierten Kapitel die kulturtheoretische Perspektive auf die moderne Gesellschaft und ihre Dynamiken vorgestellt. Dabei werden jeweils dieselben Grundfragen gesellschaftstheoretischen Denkens gestellt, um die Antworten der drei Perspektiven zu systematisieren und untereinander vergleichbar zu machen. Das fünfte Kapitel geht schließlich auf Möglichkeiten der Integration der drei bis dahin je für sich behandelten Theorieperspektiven ein.

Abschließend noch ein kurzer Hinweis zum Umgang mit der gesellschaftstheoretischen Literatur: Auch hier bedeutet die Umfangsbegrenzung des Bandes, dass Experten Vieles – insbesondere die je eigenen Werke – nicht zitiert finden, was man hätte anführen können oder vielleicht sogar müssen. Ein umfassender Literaturbericht kann nicht geliefert werden. Vorzugsweise wird zum einen auf klassische und zentrale Beiträge, zum anderen auf aktuelle Auseinandersetzungen verwiesen. Hingewiesen wird zudem auf ausgewählte Überblicksdarstellungen, in denen weitere Literatur verarbeitet worden ist.<sup>2</sup>

\*\*\*

Für viele hilfreiche Kommentare zu verschiedenen Kapiteln einer ersten Fassung danke ich Eva Barlösius, Nicole Burzan, Rainer Greshoff, Thomas Kern und Ute Volkmann. Einige Studierende meiner Vorlesung »Gesellschaftstheorie« im Wintersemester 2012/13 haben mit ihren Hinweisen zudem für eine bessere Lesbarkeit des Textes gesorgt, und Julia Asseburg hat zum Schluss noch einige redaktionelle Arbeit in das Manuskript gesteckt – für beides bin ich ebenfalls dankbar.

## I. Ausgangspunkte

Bevor ich in den weiteren Kapiteln auf die verschiedenen Theorie-Perspektiven eingehe, die sich in der soziologischen Gesellschaftstheorie seit den Klassikern des 19. Jahrhunderts herausgebildet haben, müssen im vorliegenden Kapitel in vier Hinsichten Ausgangspunkte geklärt werden. Als erstes ist näher zu bestimmen, was Gesellschaft im Unterschied zu anderen sozialen Phänomenen ist. Zweitens muss sodann gefragt werden, welche Analyseaufgaben sich die Soziologie mit Blick auf Gesellschaft stellt. Drittens sind Gesellschaftsmodelle als analytischer Kern der soziologischen Gesellschaftstheorie zu bestimmen. Viertens schließlich bedarf Gesellschaftstheorie stets einer sozialtheoretischen Fundierung, die oft implizit bleibt, hier aber explizit gemacht werden soll. Das Kapitel endet dann mit einer Kurzzvorstellung der drei von diesen Ausgangspunkten her zu behandelnden Theorie-Familien.

### 1. Gesellschaftsbegriff

Es gibt – dies muss noch im Vorfeld definitorischer Überlegungen angesprochen werden – eine häufige, ganz unspezifische Verwendung des Gesellschaftsbegriffs, wenn bei der Erörterung bestimmter sozialer Phänomene gesagt wird, man müsse diese in ihrem größeren gesellschaftlichen Kontext sehen. Dann meint »Gesellschaft« nicht mehr als den Tatbestand, dass z.B. eine individuelle Biografie oder eine bestimmte Akteurkonstellation und ihre Dynamik, wie etwa die Auseinandersetzungen zwischen Gegnern und Befürwortern der Pendlerpauschale, nicht isoliert betrachtet werden dürfen, sondern kontextualisiert werden müssen. Das kann dann zweierlei heißen: dass das jeweilige soziale Geschehen Einwirkungen »von außen«, aus seinem Umfeld, ausgesetzt ist oder umgekehrt Auswirkungen auf dieses hat. Als Gesellschaft wird hier also der relevante Kontext apostrophiert, in dem das ins Auge gefasste Geschehen stattfindet; und dieser Kontext wird jeweils auf die Ein- oder Auswirkungen fokussiert, die es zu bedenken gilt, also vom betrachteten Geschehen her und gerade nicht aus eigenem Recht betrachtet. Genau deshalb geht von einer solchen Verwendung

des Gesellschaftsbegriffs kein Bedürfnis nach genauere Klärung dessen aus, was Gesellschaft ausmacht. Gesellschaft bleibt hierbei eine immer nur fallweise und jeweils sehr selektiv mit in den Blick genommene Umgebung des eigentlich interessierenden Geschehens.

Wendet man sich nun den Bemühungen zu, Gesellschaft selbst auf den Begriff zu bringen, stellt man schnell fest, dass sich hierbei große Schwierigkeiten einstellen, die bislang ungelöst sind. Niklas Luhmanns (1973, Hervorheb. weggel.) Lexikoneintrag ist legendär: »Gesellschaft [...] ist das jeweils umfassendste System menschlichen Zusammenlebens. Über weitere einschränkende Merkmale besteht kein Einverständnis.« Ich erspare es mir, diese zutreffend konstatierte Unschlüssigkeit und Uneinigkeit durch eine Ansammlung von – auch neueren – Definitionsversuchen zu dokumentieren, sondern gehe sogleich auf eine prominente Begriffsbestimmung mit einer langen Denktradition ein, an der sich zentrale Anforderungen an einen soziologischen Gesellschaftsbegriff sowie damit verbundene Definitionsprobleme zeigen lassen (zum Folgenden instruktiv Stichweh [2005]).

Bei Talcott Parsons (1971: 16) heißt es: »Wir definieren Gesellschaft als den Typ eines sozialen Systems, dessen Kennzeichen ein Höchstmaß an Selbstgenügsamkeit [...] im Verhältnis zu seiner Umwelt [...] ist.« Diese Definition elaboriert das Merkmal, das auch Luhmann anspricht, als einen Grad an Autarkie, den andere soziale Gebilde – man könnte etwa an Organisationen, Familien oder auch Städte denken – nicht aufweisen. Eine Gesellschaft muss zwar für Parsons nicht völlig autark sein und ist es in der Regel auch nicht; aber sie ist für ihn deutlich und dauerhaft autarker als sämtliche anderen Arten von sozialen Gebilden. Hochgradige Autarkie im Sinne von »Selbstgenügsamkeit« meint dabei zweierlei: Eine Gesellschaft benötigt für ihre eigene Bestandserhaltung vergleichsweise wenig Leistungen aus ihrem sozialen Umfeld, also aus anderen Gesellschaften; und eine Gesellschaft beschäftigt sich weitaus stärker mit sich selbst als mit anderen Gesellschaften. Diese abstrakte Begriffsfassung geht bei Parsons damit einher, dass er ganz selbstverständlich – wie man es auch im Alltagsverständnis tut – an konkrete Nationalgesellschaften denkt. Die USA, Frankreich, Japan, aber auch Luxemburg oder Nordkorea sind für Parsons Fälle von Gesellschaft.

Es ist gerade diese Übereinstimmung mit dem Alltagswissen der Gesellschaftsmitglieder, die über die Schwierigkeiten dieser Definition hinwegtäuscht. Generell sind Definitionen, die mit Merkmalsgraden arbeiten, schwierig – und dies umso mehr, je vager die Messgrößen sind. Woran misst man »Selbstgenügsamkeit«: an der Fähigkeit zur biologischen Reproduktion der eigenen Bevölkerung, an der Ernährung der eigenen Bevölkerung, an der Nichtangewiesenheit der eigenen Wirtschaft auf im Ausland erzielte Gewinne oder etwa daran, dass man die eigene Bevölkerung durch inländische Zeitungen und Rundfunksender informiert und sie keinen ausländischen Nachrichtenquellen aussetzt, wie es Nordkorea tut? Es gibt viele weitere Arten von transnationalen Transaktionen und Kontakten, die man alle in einem »Selbstgenügsamkeits«-Index untereinander zu verrechnen hätte, um einen Gesamtwert relativer »Selbstgenügsamkeit« zu ermitteln. Und wo ist dann der Schwellenwert anzusetzen, jenseits dessen ein soziales Gebilde eine Gesellschaft darstellt? Man müsste ja denselben Index etwa für Organisationen oder Städte berechnen und prüfen, ob sie alle unter diesem Schwellenwert liegen und sämtliche Nationalgesellschaften darüber. Eine weitere Implikation gradueller Definitionen ist, dass verschiedene Nationalgesellschaften mehr oder weniger »Selbstgenügsamkeit« – also: »Gesellschaftlichkeit« – aufweisen und bei ein und derselben Nationalgesellschaft der Grad der »Gesellschaftlichkeit« im Zeitverlauf zu- oder abnehmen könnte. Diese Vorstellung mutet merkwürdig an.

Man könnte meinen, zu einem klareren Bild zu gelangen, wenn man nicht die tatsächlich gegebene »Selbstgenügsamkeit« betrachtet, sondern die prinzipiell erreichbare. Dann könnte man z.B. sagen, dass eine Nationalgesellschaft alles, was das soziale Zusammenleben dieser Menschenansammlung benötigt, selbst hervorbringen könnte – wozu keine Organisation je in der Lage wäre, die z.B. auf Rekrutierung von Personal von außen ebenso angewiesen ist wie darauf, dass es draußen Abnehmer der von ihr produzierten Leistungen gibt. Aber wie groß muss dann auf dem heutigen zivilisatorischen Niveau eine Nationalgesellschaft sein, um zumindest ein denkbares Höchstmaß an »Selbstgenügsamkeit« aufzuweisen? Schieden, so gesehen, vielleicht Länder wie Luxemburg als Gesellschaft aus? Und wenn man von einer immer weiter voranschreitenden wirtschaftlichen, kulturellen und politi-

schen globalen Verflechtung ausgeht, die die prinzipielle »Selbstgenügsamkeit« immer mehr erodiert: Sind dann bald nur noch immer großräumiger skalierte transnationale Gebilde wie die Europäische Union »gesellschaftsfähig«?

Aber wenn das Merkmal der »Selbstgenügsamkeit« zu all diesen Schwierigkeiten und spitzfindigen Fragen führt: Warum macht es sich die Soziologie mit der Gesellschaftsdefinition überhaupt so schwer und geht nicht einfach – wie Parsons es ja jenseits seiner Definitionsversuche auch tut – im Einklang mit dem Alltagswissen von Nationalgesellschaften aus? Faktisch und unausgesprochen wird das sehr oft so praktiziert, und auch ich werde das im Weiteren immer wieder tun. Man sollte sich dabei aber im Klaren darüber sein, dass ein solcher Gesellschaftsbegriff eine Prämisse setzt, die keineswegs evident ist und gerade in der Moderne immer mehr an Plausibilität eingebüßt hat. Der entscheidende Schwachpunkt, wenn man Gesellschaft als Nationalgesellschaft denkt, besteht für Luhmann (1971; 1997: 158-171) darin, dass man genau besehen nur die Gesellschaft der Politik in den Blick nimmt und die anderen gesellschaftlichen Bereiche in politisch gesetzte Grenzen zwingt. Die Alltagssprache sagt diesbezüglich verräterisch oft »Staat«, wo »Gesellschaft« gemeint ist.

Politisches Entscheiden und politische Machtausübung bedürfen aus logistischen wie legitimatorischen Gründen territorialer Grenzen (Schimank 2005a); aber diese sind in der Regel nicht die räumlichen Eingrenzungen anderer Handlungszusammenhänge wie Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft oder Religion; diese sind vielmehr längst über den nationalstaatlichen »Container« (Beck 1997) hinausgewachsen. Wenn etwa Wissenschaftler eines bestimmten Forschungsfelds mit ähnlich spezialisierten Kolleginnen rund um die Welt mehr zu tun haben und enger zusammenarbeiten als mit den Fachkollegen im Lande, verlaufen die kommunikativen Verdichtungen dieser Scientific Community quer zu Landesgrenzen. Die »Selbstgenügsamkeit« dieser Wissenschaftlergruppen folgt gerade nicht der »Selbstgenügsamkeit« politischer Macht, die in Demokratien in der Tat an nationale Wählerschaften gebunden ist. Wenn man also – dies ist ein Vorgriff auf die differenzierungstheoretische Perspektive (Kap. II) – Politik erst einmal nur als eines der Teilsysteme der modernen Gesellschaft neben anderen ansieht, ist erst noch zu prüfen,

inwiefern politisch gesetzte Staatsgrenzen Bedeutung für nicht-politische Zusammenhänge haben, und ob das so weit geht, dass man wirklich Gesellschaft als »Staatsanstalt« (Weber 1922: 815) denken kann.

In einer wichtigen Hinsicht gilt allerdings, dass staatlich verfasste Nationalgesellschaften das bislang noch immer höchste Ausmaß an »Selbstgenügsamkeit« besitzen: Sie sind das größte stabil etablierte Kollektiv von Menschen, das als korporativer Akteur zur gezielten Selbstgestaltung fähig ist – nämlich als Staat mittels politischer Entscheidungen.<sup>3</sup> Es gibt zwar längst auch eine zielgerichtete Gestaltung überstaatlicher Sozialzusammenhänge, was aber wiederum über Verhandlungen – oder auch Kriege – zwischen Staaten passiert. Die Menschheit als Ganze oder auch nur eine größere regionale Teilgruppe hat noch keinen korporativen Akteur herausgebildet. Die Vereinten Nationen etwa sind nach wie vor nur eine Arena, in der hauptsächlich Staaten miteinander interagieren. Ein interessantes natürliches Experiment bildet die Europäische Union, von der bereits vor geraumer Zeit behauptet wurde, sie sei über den Status einer Arena von Staaten hinaus zumindest auf dem Weg zu einem supra-staatlichen korporativen Akteur (Schneider/Werle 1989) – was aber im Zuge der Eurokrise derzeit wieder heftig umkämpft ist, weil viele Mitgliedsstaaten eben keine Kompetenzen abtreten wollen. Solange also solche noch größeren korporativen Akteure nicht stabil etabliert sind, macht es durchaus gesellschaftstheoretisch Sinn, unter dem Gestaltungsaspekt, der in der Kultur der Moderne zentral verankert ist (Kap. IV.2), von Nationalgesellschaften auszugehen – was ja nicht ausschließt, dass man womöglich auch zunehmende exogene Einwirkungen aus der Umwelt jenseits der nationalen Grenzen in Rechnung stellt.

Luhmann zieht – nicht nur, weil er an Gestaltungsfragen denkbar desinteressiert ist – einen anderen Schluss aus der Nicht-Übereinstimmung von Staatsgrenzen und den Grenzen anderer Handlungsbereiche. Für ihn ist aufgrund dieses im Laufe der Moderne immer deutlicher gewordenen Tatbestands eine Begriffsbestimmung adäquat, die Gesellschaft allgemein als Gesamtzusammenhang kommunikativer Erreichbarkeit fasst. Alle Kommunikationen, die – über wie viele Zwischenglieder auch immer – aneinander anschließen könnten, gehören demzufolge zur selben Gesellschaft,

also auch etwa das intime Zwiegespräch meiner Partnerin mit mir und eine Rede des nordkoreanischen Präsidenten vor Parteigenossen. Wenn der Präsident auf die Idee käme, könnte er uns adressieren – mit geringem Aufwand sogar direkt; und umgekehrt könnten wir dies ebenfalls, mit sicher größeren Schwierigkeiten, über Vermittler versuchen.<sup>4</sup> Sieht man so Gesellschaftsgrenzen als Grenzen kommunikativer Erreichbarkeit an, spricht man für die Moderne spätestens ab dem Ende des 19. Jahrhunderts, als westliche Entdeckungsreisende auch die hintersten Winkel des Globus erkundet hatten, von einer einzigen »Weltgesellschaft« (Luhmann 1971). Denn selbst wenn es heute noch einen Stamm im Amazonasgebiet geben sollte, der noch nie zumindest in Wahrnehmungskontakt mit anderen Menschen war, stellte das ein allein schon quantitativ völlig vernachlässigbares Phänomen dar. Und im Allgemeinen ist jeder Akteur mittlerweile weltweit zumindest indirekt auch vom Handeln – einschließlich Unterlassungshandeln – anderer abhängig. Anders gesagt, leben wir in einem nirgends ganz abreißenden globalen Interdependenzgefüge – und sind uns dessen auch zunehmend bewusst (Albrow 1996).

So zutreffend diese Diagnose faktischer und als solcher wahrgenommener Globalisierung ist: Der dies einfangende Gesellschaftsbegriff Luhmanns grenzt nicht erst heute Gesellschaft nur noch gegen Nicht-Sozialität – vor allem Natur – ab. Luhmann (1984: 55) spricht von »einem Begriff [...] für die Einheit der Gesamtheit des Sozialen [...]«. In Parsons' Definition rückübersetzt: Erst die »Gesamtheit des Sozialen« bietet heutzutage das »Höchstmaß an Selbstgenügsamkeit«. Thomas Schwinn (2011: 39) moniert: »Dieses strukturlose bloße Summenverständnis von Gesellschaft [...]« sei, wenn mehr Begriffsbestimmung nicht gegeben werde, nahezu gehaltlos. Die begrifflich nicht weiter konturierte Gesamtheit von Sozialität wäre in der Tat der Extremfall eines völlig unspezifischen »schwachen« Gesellschaftsbegriffs (Greve 2008; 2008a), mit dem keinerlei weitere Eigenschaften dessen verbunden sind, was Gesellschaft ausmacht.

Schwinn übersieht in seiner Kritik allerdings, dass Luhmann wohlweislich von der »Einheit« der »Gesamtheit des Sozialen« spricht, also über das »Summenverständnis« hinaus eine weitere Formbestimmung im Auge hat – genauso wie Parsons Gesellschaft als ein bestimmtes soziales Gebilde, von ihm als »System«

bezeichnet, ansieht. Das Problem ist nur, und hier hat Schwinn dann doch letztlich Recht, dass Luhmann diese »Einheit« im wechselseitigen Verweisungszusammenhang der Kommunikationen erblickt, in Abgrenzung gegen alle Arten von Nicht-Kommunikationen, und dass der Verweis auf allein dieses Formprinzip bei der Betrachtung irgendwelcher spezifischer Phänomene nicht erst der modernen Gesellschaft nur selten irgendwie weiterhilft. Anders gesagt: Dieser Gesellschaftsbegriff sagt zwar nichts Falsches, erschließt aber auch fast nichts Interessantes. Luhmann selbst benutzt in seinen gesellschaftstheoretischen Analysen ja auch schnell den spezifischeren Begriff der funktional differenzierten Gesellschaft (Kap. II), kümmert sich also nicht mehr weiter um allgemeine Definitionsfragen, sondern definiert die »Einheit« der modernen Gesellschaft durch deren dominante Differenzierungsform – im Unterschied zu den in vormodernen Gesellschaften vorherrschenden Differenzierungsformen.

Generell gilt, dass die soziologische Gesellschaftstheorie weniger an einem – bisher hier diskutierten – allgemeinen Gesellschaftsbegriff als an Begrifflichkeiten für die Charakterisierung spezifischer Gesellschaftsformen interessiert ist. Logisch tut man damit zwar den zweiten Schritt vor dem ersten, was aber forschungspragmatisch dennoch ein gangbarer Weg sein kann. Als Zwischenergebnis zum ersten Schritt halte ich, auch in Abwägung aller dargestellten Schwierigkeiten, als zugegeben ziemlich unscharfe Kontur dessen, was Gesellschaft als soziales Gebilde generell ausmacht, immerhin fest: Gesellschaften sind die jeweils *größte* Art von relativ *aus sich heraus reproduktionsfähigen* sozialen Gebilden. Hierbei kann Größe schlicht an der Anzahl der dazugehörigen Akteure – oder noch simpler: Menschen – abgelesen werden. In vielen, wenn auch vielleicht nicht in allen Hinsichten fallen so bestimmte Gesellschaften nach wie vor mit Nationen zusammen, was aber auf längere Sicht nicht so bleiben muss.

Die Alltagsintuition, die sich aus der Erfahrung des Lebens in je spezifischen Gesellschaften speist, greift weiter als diese allgemeine Bestimmung. Jede Gesellschaft stellt demzufolge keine Zufallsansammlung spezifischer Merkmale dar, sondern ein konturiertes *integrales Ordnungsmuster*. Integral heißt, dass das Ordnungsmuster ein flächendeckendes und nicht bloß bereichsspezifisches ist. Ein solches Ordnungsmuster kann auf unter-

schiedlichen Abstraktionsniveaus festgemacht werden: z.B. mit Max Weber als »okzidentaler Rationalismus«, als »Industriegesellschaft«, als »westdeutsche ›fordistische‹ Gesellschaft zwischen 1945 und 1975«. Jedes dieser Ordnungsmuster gewinnt seine Kontur nicht zuletzt in Gegenüberstellung zu einem Kontrastfall. Entscheidend ist, dass ein Ordnungsmuster sich nicht nur enumerativ, sondern anhand eines »Bauprinzips« explizieren lässt. Um diesen zentralen Unterschied an einer einfachen mathematischen Analogie zu verdeutlichen: Die Zahlenreihe, die sich bei einer Ziehung der Lottozahlen ergibt (z.B. »2, 12, 14, 34, 39, 42«), weist kein »Bauprinzip« auf und lässt sich daher nur aufzählen, während sich eine Zahlenreihe wie »1, 2, 5, 14, 41« durch die Formel generieren lässt, dass, mit »1« beginnend, jede weitere Zahl sich als Verdreifachung der vorherigen Zahl minus Eins ergibt; dieses »Bauprinzip« ermöglicht sogar, erst einmal erkannt, die Fortführung der Zahlenreihe mit »122, 365 ...«, während die nächste Zahl, die beim Lotto jeweils gezogen wird, sich in keiner Weise aus den vorherigen Zahlen erschließen lässt.

Das Bestreben, solche Ordnungsmuster von Gesellschaften zu identifizieren, ist die zentrale Ambition soziologischer Gesellschaftstheorie, mit der sie sich von Gesellschaftsgeschichte unterscheidet. Letztere kann sich einerseits mit der enumerativen Charakterisierung einer bestimmten Gesellschaft begnügen; und andererseits besteht Geschichtswissenschaft auch darauf, dass keine konkrete Gesellschaft jemals in einem – und sei es noch so komplex angelegten – »Bauprinzip« aufgeht. Die Gesellschaftsgeschichte ist also bescheiden und unbescheiden zugleich: Sie verzichtet auf Abstraktion, beharrt aber auf Detailfülle. Gleiches gilt, nur andersherum, für Gesellschaftstheorie: Sie will gesellschaftliches Geschehen nicht bis ins Letzte erklären und pocht stattdessen darauf, »große Linien« ausmachen zu können. Es ist nicht nur müßig, sondern schädlich, Geschichte und Theorie gegeneinander auszuspielen. Mit Friedrich Schiller (1795) gesprochen: Die eine gibt dem »Stofftrieb« den Vorrang vor dem »Formtrieb«, die andere umgekehrt; und dafür sollte eine sinnvolle Arbeitsteilung gefunden werden, was auch schon manchmal halbwegs geklappt hat.<sup>5</sup>

Das zentrale gesellschaftstheoretische Problem ist, dass kaum jemand die angesprochene Intuition leugnen und der damit verbundenen Ambition abschwören dürfte, aber bislang alle Bemü-

hungen, das – naturgemäß am wichtigsten genommene – integrale Ordnungsmuster der Moderne begrifflich klarer zu fassen, noch etliche Fragen offen lassen. Die Besichtigung dieser Großbaustelle in den folgenden drei Kapiteln wird das in aller Deutlichkeit vor Augen führen. Ich beende daher an diesem Punkt die Sichtung der Begriffsarbeit in vollem Bewusstsein der Unzulänglichkeit bisheriger Bemühungen. Nicht nur, dass der allgemeine Gesellschaftsbegriff sehr unscharf geblieben ist – auch hinsichtlich des integralen Ordnungsmusters der modernen Gesellschaft liegen bislang miteinander konkurrierende theoretische Angebote vor, von denen die wichtigsten in den folgenden Kapiteln präsentiert werden, ohne dass absehbar oder gar garantiert wäre, dass es letztendlich gelingen wird, auf eine analytisch anspruchsvolle und empirisch zufriedenstellende Weise zu begreifen, in was für einer Art von Gesellschaft wir leben. Das Einzige, was diesbezüglich hoffnungsfroh stimmt, ist die Tatsache, dass die in den folgenden Kapiteln vorgestellten Lesarten der Moderne zwar einander weitgehend ignorierende oder bekämpfende Deutungen darstellen, aber je für sich genommen diskutabel oder sogar schon vielversprechend und ausbaubar sind.

## **2. Gesellschaftstheoretische Aufgaben und Theorieperspektiven**

Soweit die hier erst einmal möglichen und erforderlichen Klärungen des Gesellschaftsbegriffs! Auf dieser Grundlage lässt sich nun fragen, welche Aufgaben Gesellschaftstheorie hat.

Blickt man nochmals weit zurück, ist unschwer zu erkennen, warum Comte die Soziologie – die er anfangs noch »soziale Physik« nannte – als Wissenschaft von der Gesellschaft vorantreiben wollte. Es ging ihm wie vielen seiner Zeitgenossen darum, auf wissenschaftlicher Grundlage verlässliche Einsichten in das Wesen der modernen Gesellschaft und in ihre zukünftigen Möglichkeiten – Chancen wie Risiken – zu gewinnen. Dahinter standen nicht zuletzt Ambitionen der Gesellschaftsgestaltung.

Hier sind bereits drei Leitfragen erkennbar, die auch das weitere gesellschaftstheoretische Denken geprägt haben. Es geht erstens um die Frage nach dem charakteristischen *Ordnungsmuster*

der Moderne, das man sich immer wieder auch in Abgrenzung gegenüber vormodernen Gesellschaften klar zu machen versucht. Wenn dieses Muster beschrieben ist, kann man es zweitens zur abhängigen Variable machen und fragen, welche Triebkräfte seinen *Strukturdynamiken* zugrunde liegen: Welche Ursachen haben das Ordnungsmuster zunächst einmal hervorgebracht und im Weiteren dafür gesorgt, dass es sich über längere Zeiträume identisch dauerhaft erhalten oder aber auch mehr oder weniger stark gewandelt hat? Drittens schließlich kann man das Ordnungsmuster in seiner jeweils gegebenen Ausprägung als unabhängige Variable ansehen und daraufhin befragen, welche *Effekte* es auf die Lebenschancen der individuellen Gesellschaftsmitglieder und die gesellschaftliche Integration hat.

Mit Blick auf die Effekte riefen nicht erst die Französische und die industrielle Revolution bei den Menschen neben Begeisterung auch tiefe Verunsicherung hervor. Die schon früher gewachsene Einsicht der Moderne, dass alle gesellschaftlichen Verhältnisse Menschenwerk sind, hat den Schluss auf eine umfassende *Gestaltungskompetenz* – im dreifachen Sinne von Vermögen, Befugnis und Verantwortung – getragen: Wer hervorbringt, kann gestalten; und wer gestalten kann, kann und muss verbessern. Dieser Gestaltungsoptimismus ist das Credo der heroischen Moderne, wie insbesondere aus der kulturtheoretischen Perspektive erkennbar ist (Kap. IV.2). Man mag es zwar als völlig absurd einstufen, von zunächst einmal nur erkannter bloßer Verursachung auf Gestaltungsfähigkeit zu schließen. Ein Gestaltungspessimismus folgte ja auch postwendend, durch die Terrorherrschaft, in die die Französische Revolution schnell mündete, ebenso forciert wie später durch katastrophal entgleitende Großprojekte beileibe nicht nur des Sozialismus.

Die Gestaltungsfrage ließ die gesellschaftliche Selbstbeobachtung nicht mehr los; und wer überhaupt – wie bescheiden dann auch immer – gestalten will, hat zumeist ein starkes Interesse an wissenschaftlich fundiertem Wissen über sein Gestaltungsobjekt. Man will erstens retrospektiv erklären können, wie ein bestimmter gesellschaftlicher Zustand zustande gekommen ist, und zweitens prospektiv aufzeigen, wie es von da aus weiter gehen wird. Und man will für beides möglichst allgemeine Gesetzmäßigkeiten finden, die einen dann auch gewissermaßen die Stellschrauben

erkennen lassen, an denen man zukünftig zielgerichtet drehen kann, um die Wiederholung schlechter Entwicklungen zu vermeiden und gute Entwicklungen befördern zu können. Das Spektrum dessen, was die soziologische Gesellschaftstheorie diesbezüglich zu liefern verspricht, reicht von Rezeptwissen, das Gesellschaftsgestaltern detaillierte und dezidierte Handlungsempfehlungen gibt, was eher selten vorkommt, bis zum häufigeren Typus des Orientierungswissens, das Problemsensibilität schafft und Suchrichtungen vorschlägt. Quer dazu unterscheidet sich die hinter dem übermittelten Wissen stehende normative Intention – oft verknüpft mit dem Adressaten: Will man sich »aufklärerisch« und »kritisch« an gesellschaftlich Benachteiligte und soziale Bewegungen wenden oder will man »sozialtechnologisch« Politikberatung betreiben oder gar »Herrschaftswissen« liefern?<sup>6</sup>

Die Klassiker der soziologischen Gesellschaftstheorie traten hier nolens volens das Erbe der Geschichtsphilosophie an, die sich zugetraut hatte, die große Linie der gesellschaftlichen Entwicklung zu prognostizieren (Marquard 1973). Bekannte Beispiele sind etwa Karl Marx' (1894: 221-277) »Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate«, demzufolge der Kapitalismus zum Untergang bestimmt war, oder Webers (1905: 188) düstere Prophezeiung, dass sich die gesellschaftliche Rationalisierung zu einem »stahlharten Gehäuse« auswachse – eine Vorstellung, die dann von der Frankfurter Schule zum Niedergangsszenario eines »Endes des Individuums« in der »verwalteten Welt« weitergedacht wurde (Adorno 1953). Daneben gab es auch viel optimistischere Szenarien – am prominentesten nach dem Zweiten Weltkrieg die soziologische Modernisierungstheorie, die eine weltweite Transformation stationärer und ihren Mitgliedern nur beschränkte Lebenschancen bietender traditionaler Gesellschaften in dynamische, durch Wirtschaftswachstum, Demokratie, Wissenschaft und säkulare Kultur geprägte Gesellschaften skizzierte und zeitweise als Blaupause der Entwicklungspolitik westlicher Länder diente (Knöbl 2007: 21-28).

Die Modernisierungstheorie ist nicht zuletzt deshalb ein besonders augenfälliges Beispiel, weil ihr Impetus nach wie vor viele gesellschaftstheoretische Fragestellungen und Analysen trägt. Parsons' (1966; 1971) modernisierungstheoretische Rekonstruktion der Weltgeschichte von archaischen Stammesgesellschaften bis zu den USA Anfang der 1970er Jahre stellt ja ein Drei-Stadien-

Modell der Moderne auf, die nacheinander die industrielle, die demokratische und dann in den 1960er Jahren die »Bildungsrevolution« durchläuft. Die Analyse endet mit den Worten: »Auch wenn wir die unleugbar gegebene Möglichkeit einer alles vernichtenden Katastrophe in Betracht ziehen, erwarten wir dennoch, daß der Haupttrend des nächsten, vielleicht auch übernächsten Jahrhunderts auf die Vollendung jenes Gesellschaftstyps zusteuern wird, den wir ›modern‹ nennen.« (Parsons 1971: 181) Der Tenor ist unüberhörbar: Die soziologische Gesellschaftstheorie sieht sich in der Lage, für lange Zeiträume und in globalem Maßstab mit hoher Gewissheit vorzuzeichnen, wohin die Reise geht.

Weitere Beispiele solcher ihrer selbst sehr sicheren Diagnosen und Prognosen gesellschaftlicher Dynamik ließen sich mühelos finden – insbesondere auch im Genre der soziologischen Gegenwartsdiagnosen, die freilich längst nicht immer ein ausgearbeitetes gesellschaftstheoretisches Fundament aufweisen (Schimank/Volkmann 2000). Die prognostische Erfolgsbilanz ist jedoch ernüchternd: Spätestens wenn die Aussagen zu gesellschaftlichen Entwicklungstrends über relativ vage Behauptungen hinausgehen, sind sie in genauso vielen oder sogar mehr Fällen falsch wie richtig. Gleiches gilt auch für die auf den ersten Blick einfacher erscheinende Aufgabe, verallgemeinerungsfähige Erklärungen für bereits eingetretene gesellschaftliche Dynamiken zu liefern.<sup>7</sup>

### **3. Gesellschaftsmodelle**

Raymond Boudon (1983) zieht hieraus die Konsequenz einer strikten »no-theory of social change«. Es gibt keine einfachen, nur mit wenigen Variablen auskommenden und theoretisch verallgemeinerbaren Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, mittels derer man große gesellschaftliche Entwicklungen wie Industrialisierung, Demokratisierung, Globalisierung, Individualisierung oder Bürokratisierung rückblickend erklären oder mit Blick in die Zukunft voraussagen kann. Was ist falsch an dieser Vorstellung von Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Dynamik? Um die Dinge nicht anhand tatsächlicher Erklärungsfragen und der Diskussionen darüber noch unübersichtlicher zu machen, als sie ohnehin schon sind, spiele ich die verschiedenen heiklen Punkte solcher

Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge hier an fiktiven stark vereinfachten Beispielthesen der Art durch, wie sie auch in der Modernisierungstheorie vertreten worden sind.

Vorausgeschickt sei, dass die nun anzusprechenden Punkte keineswegs nur die Gesellschaftstheorie betreffen, sondern vielmehr immer dann auftreten, wenn Soziologie auf Wirklichkeit trifft, also jenseits abstrahierter Modellwelten konkrete soziale Geschehnisse wie etwa die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 in Deutschland oder den Rückgang sozialer Ungleichheit in vielen westlichen Gesellschaften zwischen 1945 und 1975 erklären will. Ersteres ist ein historischer Einzelfall, Letzteres ein Typ von Geschehen, das in mehreren konkreten Einzelfällen gleichartig vorkommt. Für beide Arten von Erklärungsgegenständen lassen sich mindestens die folgenden vier unterschiedlich gelagerten, aber jeweils gravierenden methodologischen und sozialtheoretischen Probleme benennen.

Erstens ist bei jeder derartigen Erklärungsbemühung davon auszugehen, dass jegliches soziale Geschehen vielfache Ursachen hat, von denen manche zwar stärker als andere ins Gewicht fallen, aber auch schwache Ursachenfaktoren stets die konkrete Ausprägung des Geschehens mit prägen und hin und wieder sogar – wenn stärkere Faktoren einander wechselseitig neutralisieren – maßgebend dafür sind, was passiert. Was die Soziologie zunächst zu formulieren und dann anzuwenden sucht, sind verallgemeinerungsfähige theoretische Erklärungsmodelle, die nicht nur auf ein einziges konkretes Geschehen passen, sondern auf einen Typ von Geschehen – wie z.B. den Übergang von Demokratien in Diktaturen, um das erste Beispiel aufzugreifen. Solche Modellbildung muss aus der tatsächlichen Ursachenvielfalt eine zumeist kleine Teilmenge herausgreifen – mit der Konsequenz, dass der Wirkungszusammenhang zwischen diesen wenigen Ursachenfaktoren auf der einen Seite und dem Typ von Geschehen, das es zu erklären gilt, ein probabilistischer wird. Anders gesagt: Aus dem Modell lässt sich lediglich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit und nur teilweise das herleiten, was sich in der Wirklichkeit ereignet. Natürlich versucht man, eine möglichst gute Auswahl von Erklärungsfaktoren zu treffen, die dann in das theoretische Modell eingehen; aber die Menge der noch handhabbaren Faktoren ist begrenzt, und es ist notorisch schwierig, die richtigen zu entdecken.